

Von Alexander Maḱsik ist bereits folgender Titel erschienen:

Sein oder Nichtsein

Über den Autor:

Alexander Maḱsik nahm am renommierten Iowa Writers' Workshop teil und schrieb zahlreiche Artikel u. a. für The New York Times Magazine, Harper's Magazine, Tin House, Salon, Harvard Review, Narrative Magazine. 2013 erschien sein Debütroman »Sein oder Nichtsein«. Sein zweiter Roman, »Die Gestrandete«, wurde in elf Ländern veröffentlicht und von der Presse als »Meisterwerk« gefeiert. Alexander Maḱsik lebt in New York.

ALEXANDER MAKSİK

Die
Gestran~
dete

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Werner Löcher-Lawrence

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»A Marker To Measure Drift« bei Knopf, New York.

Zitat auf S. 7:

Eudora Welty: Das große Netz. In: Dies.: Der purpurrote Hut und andere Erzählungen. Klett-Cotta, Stuttgart 1986, S. 252. Der Abdruck der deutschen Übersetzung durch Katrine von Hutten erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Verlags Klett-Cotta, Stuttgart.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2017

Droemer Taschenbuch

© 2013 Alexander Maksik

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH

Coverabbildung: iStockphoto/Turnervisual

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-30580-5

5 4 3 2 1

*Für den großen Mann, allein im
Park der Reggia di Colorno*

*Es ist der gleiche Ausflug, ob einer nun auszieht,
um seinen Kummer zu suchen oder seine Freude.*

Eudora Welty, *Das große Netz*

*Take your delight in momentariness,
Walk between dark and dark – a shining space
With the grave's narrowness, though not its peace.*

Robert Graves, *Sick Love*



Jetzt war es Nacht.

Jacqueline hatte seit dem zertretenen Schokoriegel, den sie auf der Stufe vor der Apotheke gefunden hatte, nichts mehr gegessen.

Es ist Gottes Wille, hatte ihre Mutter gesagt.

Das Glück, etwas zu essen zu finden, wenn man so hungrig ist. Als Jacqueline glaubte, sich nicht länger auf den Beinen halten zu können, fand sie den Schokoriegel.

Es ist Gottes Wille, hatte ihre Mutter auch gesagt, als sie den Flug bekam. Und der Mann mit dem Lastwagen, die Obstpflücker in Murcia und das senegalesische Mädchen in Alicante, das ihr aufhalf, als sie im Schlaf von der Parkbank gefallen war, das sie mit zu seiner Familie nahm, wo sie Reis, Kichererbsen und frisches Wasser bekam – alles war Gottes Wille. Das ist die Gnade Gottes, hatte ihre Mutter gesagt. Er hatte die Frau geschickt, die Jacqueline bewusstlos am Strand bei Valencia fand, sie zum Meer führte und ihr das Gesicht mit einem nach Glasreiniger riechenden Geschirrtuch abwischte, die ihr einen Kaffee mit Milch und Zucker und zwei Magdalenas kaufte. Und auch die beiden Marokkaner, die verhaftet wurden, damit sie in Valencia ungestört auf die Fähre gelangen konnte, kamen von ihm. Die Bucht in Palma, wo sie Pappkartons fand und eine schmutzige blaue Decke, zusammengelegt auf einem flachen Stein – sein Wille, seine Gnade.

Ihr Glück ging immer weiter.

Und was war mit dem Mann, der sie am Strand von Málaga geschlagen hatte?

Dem Durchfall?

Dem Hunger?

Dem Bärtigen mit seinen makellosen Zähnen?

Wir bezahlen für unsere Sünden und die Sünden der anderen, sagte ihre Mutter, und wir verstehen das alles sowie so nicht.



Sie wusste, dass sie in dieser Stadt nicht bleiben konnte. In dieser Stadt, in der so viele Menschen von den Fähren strömten. Sie saß aufrecht auf einer Bank und sah zu, wie die Touristen die Pommes frites aßen, die oben in ihrem Gyros steckten. Vor einem kleinen Imbiss hatte sich eine Schlange gebildet. Auf dem Schild stand, dort gebe es das beste Gyros der Welt. Sie sah zu, wie der Mann das Fleisch von dem riesigen Drehspieß schnitt, sah, wie er die dünnen Brotfladen mit Öl bestrich und auf den Grill legte. Wie er aus einer Flasche weiße Soße auf das heiße Brot drückte. Es gab Tomaten und Zwiebeln. Zusammen mit dem Fleisch rollte der Mann sie in das Brot ein, wickelte das Ganze in Wachspapier und reichte es mit kalten Dosen Coca-Cola über die Theke. Der Geruch des Fleisches und des Fetts, des Thymians und des gerösteten Brots wurde in ihre Richtung geweht. Sie sah die Touristen in der Schlange stehen, sah Fleischstücke auf die Erde fallen. Halb Gegessenes wurde einfach weggeworfen.

Welche Anstrengung es sie kostete, nicht aufzustehen, den Platz zu überqueren und im Müll zu graben.

Aber sie hatte noch ihren Stolz, und so aß sie stattdessen ihren Schokoriegel und versuchte, glücklich und gelangweilt zu erscheinen. Das war, entschied sie, die richtige Haltung. Sei nicht verzweifelt.

Sie sah Polizisten vorbeikommen und biss lächelnd in die Schokolade. Sie aß ihren Riegel, als könnte sie ihn jeden Moment wegwerfen, als wäre er nichts als eine Zerstreuung, etwas gegen die Langeweile. Sie dachte, vielleicht gehe ich zum Mülleimer, wenn es dunkel ist, doch dann begriff sie, dass es auf dem Platz nie dunkel werden würde.

Eine Band baute ihre Anlage auf, und noch mehr Touristen strömten herbei. Die Lichter wurden eingeschaltet, und sie sah immer mehr Polizei. Jacqueline stand auf und streckte die Beine, hatte das Gefühl, ohnmächtig zu werden, und setzte sich wieder. Sie wartete, bis das Blut zurück in ihren Kopf stieg und das Gefühl der Übelkeit verging. Wieder stand sie auf und ging auf eine der kleineren Straßen zu. Vielleicht fand sie ja einen Mülleimer in einer dunklen Ecke. Aber die Straßen waren alle in brennend helles Licht getaucht. In den Läden gab es Gold und T-Shirts, Alkohol und Essen. Überall gab es Essen. Und die Touristen schoben sich voran und schienen genauso gelangweilt wie die Ladenbesitzer, die Jacqueline neugierig musterten. Alles leuchtete und glänzte, die schmalen, steinernen Straßen und die weißen Mauern, das Essen, die Eiscreme in den gläsernen Theken, das sich drehende Fleisch und die makellosen Plastikflaschen Wasser, die Reihe um Reihe in den Kühlschränken standen. Alles strahlte im Licht.

Auf dem Sims vor dem Schaufenster eines Juwelier-

ladens stand ein Plastikbecher mit Eis. Einen Moment lang dachte sie, er gehöre mit zur Auslage, als Dekoration für die Goldketten. Aber dann sah sie den Löffel, der darin steckte. Als wäre es ihrer. Als hätte sie dieses Eis bestellt. Sie trat zur Seite, vor den Becher, schirmte ihn zur Straße hin ab, tat so, als studierte sie den Goldschmuck, und nahm Saifas rote Schultasche von der Schulter, hielt sie in der Hand und hoffte, dass sie wie eine der Handtaschen wirkte, die sie die Frauen durch die engen Straßen hatte tragen sehen. Eine Bewegung würde genügen, eine Drehung mit den Hüften, mit erhobener, geöffneter Hand, und schon wäre sie wieder ein Teil der Dahinströmenden, mit einem Eis ganz für sich.

Sie konnte ihn fühlen. Den Becher. Den Löffel. Spürte das kalte Eis in ihrem Mund. Die Schokoladensplitter.

In der Tür erschien ein Mann.

Er holte eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche und schüttelte eine daraus hervor.

Er trug ein sauberes blaues Hemd, die Kragenspitzen messerscharf.

Er zündete sich seine Zigarette an und betrachtete sie. Sie erwiderte seinen Blick und lächelte.

»Hübsch«, sagte sie. Das Wort fühlte sich unförmig und trocken in ihrem Mund an.

Sein Blick wanderte zu ihren Füßen, zu ihrer Tasche und zurück zu ihren Augen. Sie lächelte wieder und spürte, wie ihr Herz schlug. »Einen schönen Abend noch«, sagte sie, wandte sich ab, ging zurück in Richtung Platz und ließ das Eis in seinem Becher schmelzen.

Jacqueline folgte einer von Eukalyptusbäumen gesäumten Straße und einem Schild mit einem Sonnenschirm und einigen angedeuteten Wellen. Die Straße wurde dunkler.

Jacqueline lief jetzt auf einer Erhebung und konnte in der Ferne die Lichter des Flughafens erkennen, von dem von Zeit zu Zeit ein blinkendes Flugzeug aufstieg und davontrieb. Kilometerweit folgte sie der dunklen Straße und den Schildern zum Strand.

Der Strand, dieser Strand, beschloss sie. Bis zu ihm wollte sie gehen und dort schlafen. Wollte schlafen, schlafen, schlafen.

Wie die Toten, flüsterte ihre Mutter, die leicht betrunken morgens am Küchentisch saß und nach draußen auf den Ozean hinaussah.



Entlang der Strandstraße standen stählerne Laternen. Hinter ihnen schossen Felsen hoch ins Dunkel. Jacqueline ging die Straße hinunter zum Strand, vorbei an geschlossenen Restaurants mit handgeschriebenen Namenszügen und an Bäume geketteten Sandwich-Tafeln. Zuletzt nahm sie die paar Stufen in den Sand hinunter und verschwand im Schatten der Felsen, deren Gipfel vor dem schwärzer werdenden Himmel nicht zu erkennen war.

Sie ließ die Tasche fallen, zog die Gummisandalen aus und schob die geschwollenen Füße in den kühlen, rauhen Sand. Jetzt hörte sie das Meer. Das Geräusch wurde ihr erst jetzt bewusst.

Der Wind strich ihr kühler über die Haut, als sie es seit ihrer Ankunft am Abend zuvor empfunden hatte.

Sie lehnte sich gegen die Felsen und lauschte dem Wasser, wie es über den Sand strich und sich brach, über den

Sand strich und sich brach. Sie wandte den Kopf. Die erste Laterne über dem Strand drückte eine Münze Licht auf den Betongehsteig. Jacqueline sah, wie sich die Münzen in einem sanften Bogen entlang der Straße hin zu den Diskotheken bewegten.

Barfuß ging sie ein paar Schritte aufs Meer zu, zog die Unterwäsche herunter und hockte sich hin.

Der Urin brannte und fühlte sich dickflüssig an, als wollte er sich verfestigen. Sie brauchte Wasser. Sie wartete auf den letzten Tropfen und schüttelte die Hüften, wie es Saifa immer getan hatte. Dann kehrte sie in ihre dunkle Ecke zurück, zog die ordentlich zusammengelegte blaue Decke aus der Tasche, breitete sie auf dem kalten Sand aus und legte sich hin. Sie zog den Stoff über ihren Körper und ihr Gesicht und schlief ein.

In dieser Nacht träumte sie von dem Bärtigen. Sie hielten sich bei den Händen und lachten gemeinsam auf dem Rasen.



Am Morgen wachte sie auf, das Gesicht voll mit dunklem, grauem Sand, den es ihr auch gegen den Rücken geweht hatte. Sie hatte ihn in den Haaren und im Mund, zwischen Unterlippe und Zahnfleisch. Vorsichtig entfernte sie die Körner aus den Wimpern und Augenwinkeln und erhob sich auf die Knie. Der Sand rutschte ihr den Nacken herunter und fing sich über dem Bund ihres Rocks. Sie schüttelte das Haar, spuckte aus und fuhr sich mit der Zunge über Zähne und Zahnfleisch. Sie kniete noch, als sie die Augen öffnete.

Die Sonne ging gerade auf. Der Wind hatte sich gedreht und blies kräftig aufs Meer hinaus. Nachts hatte sie Lachen gehört. Es war weit weg gewesen, kam übers Wasser oder vom anderen Ende der Straße herangeweht. Jetzt war niemand zu sehen. So weit ihr Blick reichte, war nirgends jemand zu sehen. Aber sicher würden die Läden bald öffnen und die Cafés über dem Strand mit ihren Tischen unter den bunten Markisen. Leute würden kommen. Sie konnte hier nichts zurücklassen. Und sie würde sich säubern müssen.

Jacqueline sah aufs Wasser hinaus. Der kräftige Wind warf die Wellen auf und riss ihnen die Kämme ab, bevor sie lautstark auf den Sand schlugen. Sie ging den steilen Strand zum Wasser hinunter, wo sie den Rock anhob und mit den Füßen in den weißen Schaum auf dem schwarzen Sand fuhr. Es brannte, wo sie sich mit der Scherbe die rechte Ferse aufgeschnitten hatte, und auch links, wo sie der Draht am Knöchel erwischt hatte.

Sie mochte das Brennen, es stach ihr ins Fleisch.

Das Salz verhindert eine Infektion, sagte ihre Mutter.

Sie mochte den rauhen Sand und die Art, wie er ihr vom Wasser unter den Füßen hergezogen wurde. Sie beobachtete, wie die Wellen wieder und wieder und wieder heranschlugen, lehnte sich in den Wind und wartete darauf, sich zu entscheiden.

Nur wusste sie nicht, wie das gehen sollte. Sie war an diesen Punkt gelangt, das war unbestreitbar. Sie war hier, während sie zuvor noch anderswo gewesen war, und dazu hatte sie Entscheidungen treffen müssen, konnte sich aber nicht erinnern, wie. Nicht einmal an den Zeitpunkt oder die Überlegungen vorher. Und doch musste es so gewesen sein. Ohne Entscheidungen getroffen zu haben, wäre sie

nicht hier. Die Logik bestand darauf. Trotzdem wusste sie nicht, was sie jetzt tun sollte. Also wartete sie, und als die Sonne über die niedrigen Berge stieg und sie so früh schon in Wärme tauchte, beschloss sie zu bleiben.

Ja. Sie wollte nicht weiter.

Vielleicht lag es am Wasser auf ihren Füßen. Vielleicht war sie auch einfach nur müde.

Sieh, sagte ihre Mutter. Sieh das glitzernde Wasser an. Sieh die Farben. Die Sonne am Himmel, der orangefarbene Morgen, alles zeugt von Gottes Wirken, von einer Verdichtung, von Seinem Willen.

Und dieser hässliche gelbe Hund?

Jacqueline sah ihn auf der Straße vorbeilaufen. Seine Nägel kratzten über den Gehsteig, die Zunge hing ihm aus dem Maul. Was? Auch er ist Gott?

Ihre Mutter lächelte nur und wandte den Blick ab.

Jacqueline ging zurück zu ihrem Lager. Sie schüttelte den Sand aus der Decke, faltete sie einmal, noch einmal und steckte sie in die dünne weiße Einkaufstüte, strich das Plastik glatt, umfasste es oben mit einer Hand, drehte die Tüte dreimal, verschloss sie mit einem lockeren Knoten und schob sie in ihre Tasche. Sie lehnte sich gegen den Felsen, spürte die Sonne auf dem Gesicht, strich sich den Sand von den Füßen und fuhr in ihre Sandalen.



Das Meer zog sich leicht zurück, hinterließ klare Tümpel und nasse, schwarze Sandspitzen. Jacqueline kletterte auf die Felsen, folgte ihnen weg vom weiten Strand und konnte

schon nach ein paar Minuten die Hotels hinter sich nicht mehr sehen.

Sie suchte nach einem Ort, an dem sie leben konnte.

So dachte sie zwar noch nicht darüber, als sie den Rock bis an die Knie hochzog und um den riesigen Felsvorsprung herum durchs Wasser watete. Aber am Ende lief es darauf hinaus.

Es gab viele Höhlen im Fels, doch sie lagen ihr alle zu niedrig. Sie hatte Angst, dass das Wasser hineinschlug, wenn es höher stieg oder die Brandung heftiger wurde. Aber sie sah, dass sie tief waren, und bald schon fand sie eine über dem Sand, ganz oben am Strand, die wie eine lange Zunge geformt war, deren Spitze sich flach in das dunkle Kliff drückte. Sie kletterte die Felsen bis unter den Eingang hinauf und sah auf den immer noch nass glänzenden Sand unter sich hinab. Die Öffnung der Höhle war direkt über ihr, und sie bildete kein O, sondern ein M. Drei bleiche Möwen saßen auf ihrem vorderen Rand, einem abgerundeten Felsvorsprung.

Du musst vorsichtig sein, sagte ihre Mutter. Wenn du dir einen Knöchel brichst, zerstörst du dein Leben. Stürz lieber ab, schlag dir den Schädel ein und stirb.

Jacqueline schaffte es zur Höhlenöffnung. Die Vögel schrien und flüchteten auf einen nahen Felsen, von dem aus sie zu ihr herübersahen.

Sie warf die Tasche mit mehr Schwung in die Höhle, als sie wollte. Sie schlitterte über den Boden und verschwand in der Dunkelheit. Jacqueline schob sich über den Rand. Das war der einzige Teil, der eine gewisse Gefahr darstellte. Ein, zwei Schritte, der Fels war feucht und nicht ganz eben. Ihr rechter Fuß, auf dem ihr gesamtes Gewicht liegen würde, konnte wegrutschen, und dann stürzte sie ab.

Ihr Fuß rutschte nicht. Sie beugte sich auf die Hände vor und zog sich ins Innere der Höhle. Drehte sich um, setzte sich und sah aus den Schatten aufs Meer hinaus. Ihr war leicht schwindelig, und eine Weile lang fürchtete sie, ohnmächtig zu werden. Sie rutschte tiefer ins kühle Innere der Höhle, so dass nur noch ihre Füße in der Sonne waren.

Sie roch zerdrückten Ingwer in einer heißen, trockenen Pfanne.

Stunden vergingen, und es war bereits später Nachmittag, als sie wieder erwachte. Sie würde etwas essen müssen. Es war nicht länger möglich, den Hunger zu ignorieren. Ihr war schlecht und kalt, und sie fühlte sich schwach. Das Sonnenlicht schien jetzt tiefer in die Höhle. Sie hatte auf dem Rücken geschlafen, rollte sich auf den Bauch und drehte sich so, dass sie aufs Meer hinaussehen konnte. Das Kinn auf den Händen ruhend, sah sie die Flut kommen und den schmalen Strand überschwemmen. Das Licht wurde weicher und erinnerte sie einen kurzen Moment lang an den gelben Sand in Robertsport. Aber sonst war da nur ihr Körper, und die einzigen Erinnerungen, die sie erfüllten, waren die Erinnerungen ans Essen. Vielleicht wäre sie wieder in den Schlaf gefallen, wäre ihr nicht so übel gewesen und hätte sie nicht solche Magenkrämpfe gehabt.

Du darfst nicht schlafen, sagte ihre Mutter.

Jacqueline kannte das Problem.

Dein Verstand weiß, du musst essen, aber dein Körper hat den Gedanken daran bereits aufgegeben. Du musst jetzt *unbedingt* etwas essen. Es ist deine letzte Chance. Wenn dein Verstand deinem Körper zustimmt, stirbst du.

In einem Park in Alicante hatten ihr drei Tunesierinnen Geschichten erzählt. Geschichten von Leuten in den Städten im Norden, die eingeschlafen waren. Schlaf in der Käl-

te ein, und du stirbst, sagten sie. Sie erzählten ihr von Betrunkenen, die sich vollgepinkelt hatten und deren Hosen auf den Bürgersteig gefroren waren. In Paris oder Berlin oder Prag oder Amsterdam oder London. Wohin immer diese Frauen wollten. Sie sagten, da stirbst du und die Leute steigen über dich drüber, bis die Polizei kommt und dich wegschaffen lässt.

Jacqueline hatte nichts geantwortet. Sie hatte nur zugehört und an den grauen Kaschmirmantel gedacht, den ihre Mutter ihr zu Weihnachten geschickt hatte. Er lag auf ihrem Bett, zusammengefaltet in einer weißen Schachtel, und während die Frauen Jacqueline flüsternd warnten, spürte sie die weiche Wolle zwischen den Fingern und sah sich mit hochgeschlagenem Kragen, es blies ein böser Wind, die Blackfriars Bridge überqueren. An ein Gesicht, das ihr auf dem Bürgersteig begegnet war, konnte sie sich nicht erinnern.

Sie ließ ihre Tasche im Dunkel der Höhle zurück, kletterte nach draußen und machte sich mit vorsichtigen Schritten auf den Weg. Es war schwer, das Gleichgewicht zu halten. Es war so laut. Der Wind und das Rauschen der Wellen. Und all das Licht, das vom Wasser und vom Sand reflektiert wurde.

Während sie über die ausgewaschenen Felsen und die Wassertümpel kletterte, vergaß sie, wohin sie ging, und schließlich auch, wo auf der Welt sie sich befand. Sie erinnerte sich, dass sie sich entschieden hatte, hierzubleiben, konnte aber nicht sagen, wo dieses Hier lag, und so dachte sie nur, dass sie sich, wenn sie fiel, den Schädel aufschlagen, ertrinken oder sich den Fuß brechen konnte und dass sie vorsichtig sein musste, ganz gleich, *wo* sie war, denn sie wollte noch nicht sterben, nach all den Möglichkeiten, die

sie dazu schon gehabt hatte, nicht ausgerechnet hier. Dann fühlte sie den rauhen Sand des schwarzen Strandes unter den Füßen, auf dem sie die erste Nacht verbracht hatte. Sie setzte sich, lehnte den Rücken an die Felsen und sah wieder, wie sich der Gehsteig in einem Bogen von ihr bewegte.



Der Strand war voller glänzender Menschen, die auf Handtüchern lagen und auf Stühlen unter Sonnenschirmen saßen. In der Luft hing der Geruch gebratenen Fleisches, und überall, so schien es, überall gab es etwas zu essen.

Sie ging zum Meer hinunter, spritzte sich Wasser ins Gesicht und über den Nacken, richtete sich wieder auf, drehte sich und legte so viel Selbstsicherheit in ihre Schritte wie nur möglich. An der Mauer entlang des Strands angekommen, stieg sie die paar Stufen hinauf und ging zu einer Bank. Sie setzte sich, korrigierte ihren Gesichtsausdruck und nahm eine Haltung ein, die entschlossen und ruhig wirken sollte. Sie legte das rechte Bein über das linke, und als ihr Rock hochrutschte und ihre Beine sehen ließ, bedeckte sie ihre Haut nicht. Sie hob das Kinn und legte die Arme rechts und links von sich auf die Rückenlehne der Bank, was, wie ihr schien, Ungezwungenheit und Offenheit signalisierte. Als dächte sie über die Schönheit dieses geheimnisvollen dunkelblauen Meeres nach oder wartete auf einen Geliebten, ihre Kinder, ihren Ehemann.

Die Sonne stand niedrig, Wind war aufgekommen. Die Sonnenbadenden steckten ihren Sonnenschutz, ihre Zeit-

schriften und Bücher zurück in ihre Taschen, zogen ihre Hemden und Kleider an und setzten die Sonnenhüte auf. Eine dünne junge Frau beugte sich vor, so dass ihr langes, helles Haar frei in der Luft hing. Sie sprühte etwas aus einer Flasche hinein und fuhr wieder und wieder mit einer Bürste hindurch. Hin und wieder fiel das Sonnenlicht durch die Strähnen, leuchtete auf und verschwand, leuchtete auf und verschwand.

Jacqueline wartete, den Körper zurückgelehnt, die Arme immer noch ausgestreckt. Eine junge Frau, die gekommen war, den Sonnenuntergang zu genießen. Zwei Polizisten kamen den Gehsteig herunter. Ihr wurde wieder übel, und sie konzentrierte sich auf den Mast eines Segelboots, das aus Richtung ihrer Höhle um die Landzunge geglitten kam.

Sie gingen weiter, und als sie ihre Rücken sah und sie nicht länger reden hörte, stellte sie den rechten Fuß zurück auf die Erde, beugte sich vor, setzte die Ellbogen auf die Knie und legte das Kinn in die Hände.

Der Strand leerte sich, und sie war stark genug, aufzustehen und auf den Sand zurückzukehren. Doch jetzt kamen kräftige, gut aussehende Männer, um die Liegestühle und den Müll einzusammeln. Sie nahmen sich Zeit, die Sonne sank tiefer, und sie unterhielten sich und hoben halb leere Wasserflaschen auf, sammelten fettverschmierte Papiertüten und Sprudeldosen ein, die schwer in ihren Händen zu wiegen schienen. Nichts von alledem kam Jacqueline leer vor, und die Langsamkeit der Männer ließ sie wütend werden. Sie konnte nicht länger warten, stand zu schnell auf und musste sich am Geländer abstützen. Als sich die Welt vor ihr wieder klärte, bereitete sie sich darauf vor, loszugehen.

Es würde ein Spaziergang entlang des Wassers werden.

Sie würde nachdenklich erscheinen. Eine dünne junge Frau, die ihr Leben wiederentdeckte.

Sie ging die Stufen hinunter und trat auf den schwarzen, immer noch sehr warmen Sand. Auf dem ganzen Strand stapelten Männer Plastikliegestühle aufeinander. Jacqueline ging zum Meer hinunter und spazierte mit den Füßen im Wasser daran entlang. Die Müllsäcke lagen auf Haufen. Jetzt kamen eine Frau, ein Mann und ein älterer Junge, der hinter zwei jüngeren Mädchen herrannte. Im seichten Wasser liefen sie Kreise und Achter. Jacqueline blieb stehen und sah aufs Meer hinaus. Es waren mehr Boote zu sehen. Sonnenuntergangsfahrten. Der Wind trug Musik übers Wasser, mal lauter, mal leiser.

Sie hielt den Blick von der Familie abgewandt.

Bitte geht.

Bitte.

Und bitte, lasst etwas liegen. Bitte, lasst etwas liegen, dachte sie. Was sie meinte, war: Bitte, lasst *für mich* etwas liegen, aber sie sagte es nicht, nicht einmal zu sich selbst. Sie richtete den Blick auf ein schlankes, am Horizont entlang-schießendes Schnellboot, dessen Bug sich hoch über die Wellen hob, um gleich darauf wieder ins Wasser zu schlagen.

Bitte.

Bete, sagte ihre Mutter.

Sie drehte sich um. Sie waren gegangen, und Jacqueline sah, dass sie etwas zurückgelassen hatten.

Sie war erhört worden.

Auf keinen Fall würde sie hinrennen. Oder wegrennen. Das war das Wichtigste. Sie würde alles langsam tun.

Sie setzte sich in die Abdrücke im Sand und griff, als wäre es immer schon ihre gewesen, nach der Flasche, schraubte sie auf, setzte sie an die Lippen und trank. Das

Wasser war warm, und als es ihr den Mund füllte und die Kehle herunterrann, begann sie zu weinen. Sie spürte, wie etwas Festes über ihre Zunge glitt, vielleicht etwas Brot oder ein kleines Stück Zwiebel.

Es war so oft die Erleichterung, die sie weinen ließ. Nicht der Schmerz oder die Enttäuschung, nicht Angst, nicht Schrecken, sondern die Erleichterung darüber, dass sie von einer dieser Drangsale befreit wurde. Es war das Befreitwerden und, immer noch, die Liebe. Sie trank alles aus, fast einen halben Liter. Sie wusste, sie sollte langsam trinken, Schluck für Schluck, aber sie tat es nicht, und so schmerzte das Wasser in ihrer Kehle, ihr Magen verkrampfte sich, und sie spürte diese kranke Leere oben in ihrer Brust.

Geduld, sagte ihre Mutter. Und Glaube.

Jacqueline griff nach der Tüte, legte sie in den Sand zwischen ihren Beinen und riss sie auf. Drinnen war ein zerdrücktes Stück Folie mit weißem Wachspapier, und als sie es ausbreitete, fand sie einen Rest Fladenbrot von der Größe ihres Handtellers und ein paar Stücke gebratenes Lammfleisch. Sie waren gesalzen und mit Thymian eingerieben, und in hellerem Licht hätten sie gegläntzt. Jacqueline zählte die Fleischstücke. Sieben waren so groß wie ihre Fingerspitzen und ein achttes so lang und so dick wie ihr kleiner Zeh, der zum Vergleich vor ihr im Sand lag. Sie berührte das Brot, fühlte, auf welche Seite die Soße gestrichen worden war, und riss es in zwei Stücke, nahm das Fleisch vom Papier und machte sich ein Sandwich, das sie so kontrolliert aß, wie es ihr nur möglich war. Sie kaute den ersten Bissen und öffnete und schloss die Kiefer zwanzig Mal, bevor sie schluckte.

Um elegant zu sein, anmutig und schön, müssen wir alles langsam tun. Fast alles. Es gibt einige Dinge, die Schnellig-

keit verlangen, aber das funktioniert nur, weil wir alles andere langsam tun. Das eine wirkt durch das andere. Zähle, wenn du nicht sicher bist.

Jacqueline zählte und sah ihre Mutter an, aber es war nicht das Zählen, das sie in den Sand vor sie setzte, das schmale Gesicht und die sanften schwarzen Augen ihrer Mutter vor ihr erscheinen, sie sprechen, das Kinn heben und lachen ließ. Es war nicht das Zählen. Es war der Thymian.

Der Thymian war auch in ihrem Jollof-Reis. Kräftig. Kräftiger als bei irgendwem sonst. Er verschwand nicht hinter der Tomatenpaste, dem Ingwer. Weniger Salz, mehr Thymian. Röste ihn erst trocken in einer Eisenpfanne, mit dem schwarzen Pfeffer, den Chilisaamen und dem Salz. Röste ihn trocken, bis er zu rauchen beginnt, und füge dann das Öl und die Zwiebeln hinzu. Dann kommt der Rest. Mach alles langsam, sagte ihre Mutter.

Kochen war die einzige Hausarbeit, die ihre Mutter sich erlaubte.

Jacquelines Magen zog und verkrampfte sich. Aber dieser Genuss. Sie hasste den schalen, bitteren Geschmack ihres Mundes. Es war der Geschmack des Hungers, der jetzt von Fett und Salz, Brot und Thymian verdrängt wurde. Es reichte nicht, aber sie hatte endlich wieder etwas gegessen, hatte Wasser getrunken. Jetzt konnte sie die Kontrolle zurückerlangen. Jetzt konnte sie sehen, was sich tun ließ.

In der Sonne und im Wasser war nichts zu sehen. Vielleicht gab es etwas in den Booten, dachte sie. Vielleicht gab es da etwas. Sie mochte Boote und große Schiffe, wenn sie auch nur wenig über sie wusste und kaum einmal mit einem gefahren war, mit den meisten erst kürzlich. Sie ka-

men ihr in ihrer Einfachheit exotisch und geheimnisvoll vor. Der Umstand, dass ein Boot auf der Wasseroberfläche ruhte. Das war es. Genau das machte es aus. Nicht die Reise, nicht das Abenteuer und auch nicht die Freiheit. Seeleute und Fischer interessierten sie nicht. Nur die Dinge, die schwammen, und wie sie schwammen. Sie sah eine kleine Jacht die Bucht überqueren und wandte sich ab.

Der Gehsteig war voller Leute. Sie hörte Musik. Ihr Klang wurde vom Wind über den Sand getragen. Jacqueline erhob sich. Am ganzen Strand entlang standen Liegestuhlstapel. Die Männer waren verschwunden. Sie steckte die leere Flasche in die Plastiktüte, die sie bei den Griffen hielt und wie ihren Einkauf über den Strand trug. Das Papier und die Folie warf sie in den Mülleimer unten bei den Betonstufen, und als sie oben war, schritt sie dahin und schwang die Tüte hin und her, als befände sich ein neues, in Seidenpapier eingeschlagenes Kleid darin.

Sie ging bis ans andere Ende, wo die Hotels, die Nachtclubs und die Swimmingpools angingen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, entlang des breiten Bürgersteigs, standen Tische unter den Markisen. Die Leute waren gut gelaunt und attraktiv, gewaschen und gebräunt. Die Sonne war gerade untergegangen, und die Restaurants waren fast alle gefüllt.

Vor ihnen standen Männer mit Speisekarten, die sie sich in die offenen Hände schlugen. Sie lächelten die vorbeikommenden Touristen an und ermutigten sie, hereinzukommen, zu essen und zu trinken. Ein großer, gutaussehender Mann mit einem weißen Hemd, die Ärmel bis zu den Ellbogen aufgerollt, die Hände auf dem Rücken, beugte sich leicht zu Jacqueline vor.

»Hallo«, sagte er.

Sie fing seinen Blick auf. »Hallo.«

»Bitte, kommen Sie und trinken Sie etwas.«

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Ein anderes Mal.«

Einen Moment lang wollte sie ihn um Hilfe bitten. Etwas an seinem Gesicht ließ sie innehalten. Nein, es lag allein daran, dass er sie angesprochen hatte. Sie ansah. Sie würde ihn um nichts bitten. Sie lächelte und sah die Straße hinunter zum Tor eines großen Hotels.

»Trinken Sie etwas«, sagte er. »Essen Sie. Es ist nicht teuer. Billig.« Er nickte zu einer großen, an einem Blumenkübel lehrenden Kreidetafel mit den Tagesspeisen hinüber.

Sie wusste, dass sie besser keine Menüs studierte. »Ein anderes Mal«, sagte sie und ging weiter.

Sie würde wieder essen müssen. Sie brauchte mehr Wasser. Sie spürte den Schwindel und das Zittern zurückkommen. Am Ende des Bürgersteigs, dem großen Hotel gegenüber, standen drei dünne Afrikaner vor einer auf dem Boden ausgebreiteten Decke. Seit sie Spanien verlassen hatte, hatte sie keine Afrikaner mehr gesehen und wusste nicht, was sie selbst sein sollte. Es war gut, dass sie hier waren. Es bedeutete, dass es nicht so gefährlich war, wie sie gedacht hatte. Es bedeutete, dass es Möglichkeiten gab, Toleranz, Genehmigungen.

Einer der Männer hockte sich barfuß auf den Rand der Decke und schlang die Hände um die Knie. Die beiden anderen standen ruhig und unbewegt da. Jetzt sahen alle drei zu ihr hin. Jacqueline blieb vor ihrer Decke stehen. »Hallo«, sagte sie. Der Mann, der sich hingehockt hatte, stand wieder auf. Keiner der drei sagte etwas, und so ließ sie den Blick über die in vielen Reihen ausgebreiteten Sonnenbrillen gleiten. Daneben stapelten sich DVDs in Plas-

tikhüllen und aus Holz geschnitzte Tiere. Zebras, Giraffen, Elefanten.

Ohne genau zu wissen, warum, kniete sie sich hin und griff nach einer schwarzen Sonnenbrille. Sie sah zu einem der Männer auf. »Wie viel kostet die?«

»Zehn«, sagte der, der gerade aufgestanden war.

Sie nickte, nahm einen hölzernen Elefanten und drehte ihn um. Unter dem linken hinteren Fuß klebte ein kleines goldenes Schildchen.

»Wollen Sie ihn kaufen?«, fragte der Mann.

Sie schüttelte den Kopf und stand auf. »Nein.«

Die drei sahen sie an, und sie dachte einen Moment lang, sie könnte fallen. In der Luft vor ihr breiteten sich schwarze Punkte aus. Sie musste die Augen fest schließen und wieder aufmachen, um klar sehen zu können.

»*Tu viens d'où?*«, fragte einer der anderen Männer.

Sie sollte kein Französisch verstehen, nicht diesen Männern gegenüber.

»Was?«, sagte sie.

»Woher kommen Sie?«

»Aus den Vereinigten Staaten«, erklärte sie.

Der Mann lächelte. »Wohnen Sie da?«, sagte er und machte mit dem Kinn eine Geste zum Hotel auf der anderen Straßenseite hinüber.

»Nein«, sagte Jacqueline.

»Wo dann?«

Die beiden anderen, die von einer Gruppe schwatzender, nichts als Bikinis tragender Amerikanerinnen am Tor zum Hotel abgelenkt worden waren, wandten ihr erneut ihre Aufmerksamkeit zu.

Sie sah zum anderen Ende des Strandes hinunter, zu den mächtigen schwarzen Felsen. Dahinter lag ihre Höhle, von

der niedrig stehenden Sonne eben noch mit Licht gefüllt.
»Ich wohne nicht auf dieser Seite. Und Sie? Wo wohnen Sie?« Jacqueline sah dem Großen in die Augen.

»Auf der anderen Seite?« Er lächelte wieder, überhörte ihre Frage und sagte: »Was für einer anderen Seite?«

»In einer anderen Stadt«, sagte sie und richtete sich so gerade auf wie nur möglich. Sie war wütend und freute sich, es zu spüren. »Einen schönen Abend noch und viel Glück mit den Giraffen«, sagte sie, fing seinen Blick wieder auf und grinste diesmal selbst ganz leicht. Dann wandte sie sich ab und ging davon.

Der Mann rief ihr hinterher: »Wo wohnen Sie, Madame? Wo wohnen Sie? In einem großen Hotel in einer anderen Stadt?«

Die Männer lachten, und sie ging weiter.

Diese überdrüssige Arroganz. Dieses frostige Grinsen.

Ihre Wut hielt sie auf den Beinen und den Hunger aus ihren Gedanken. Ihre Gedanken. Die verabscheute sie mittlerweile ebenso sehr wie den klammen Staubgeschmack in ihrem Mund.



Zwei Abende später, zwei Abende, nachdem sie zuletzt etwas zu essen gefunden hatte, benommen und schwindelig, sah sie den großen Mann vor seinem Restaurant stehen. Er hielt einen Stapel Speisekarten in der Hand und war so ruhig wie jemand, der gegessen und gebadet hatte und erwartungsvoll dem Abend entgegensah. Einen Moment lang konnte sie die nasse Erde riechen, sah, wie sich die Palmen

auf der Veranda wiegten, spürte die kühle Luft im Nacken und hörte den trommelnden Regen.

Ich muss essen. Sie spürte wieder den kleinen Riss, ihre wachsende Verzweiflung.

»Hallo.«

Sie war mindestens noch fünf, sechs Meter von ihm entfernt, doch der Mann sprach sie bereits so eifrig und so laut an, dass es sie verlegen machte.

»Hallo«, sagte er noch einmal und betonte die zweite Silbe so, als habe er schon den ganzen Tag auf sie gewartet.

»Da sind Sie ja wieder.«

Jacqueline lächelte mit geschlossenem Mund und nickte.

»Da bin ich wieder.«

»Das freut mich. Danke, dass Sie wieder herkommen.«

Sie lachte, und dann, als hätte es sie ihre letzte Kraft gekostet, den Mund zu öffnen und das Geräusch hinaus an die Welt zu bringen, stolperte sie. Hätte da nicht eine Laterne gestanden, wäre sie gestürzt. Bevor sie wieder etwas sah, war der Mann bei ihr und neigte den Kopf. Die Vertraulichkeit dieser Geste, wäre sie ihr tatsächlich bewusst geworden, hätte sie berührt. Er streckte die Hand aus, als wollte er sie zum Tanz einladen, und sagte mit leiser Stimme mehrmals, bis sie wieder etwas sah, bis sie die Geräusche zu Worten machen konnte: »Ist alles in Ordnung? Lady? Ist alles in Ordnung?«

Es waren nur Sekunden gewesen, aber sie wusste nicht, wie lange sie sich schon an der Laterne festhielt oder ob sie vielleicht sogar gefallen war und sich wieder hochgekämpft hatte. Ihre große Sorge war, aufzufallen, und sie war dem Mann dankbar dafür, wie er sich verhielt.

»Kommen Sie herein? Bitte.« Er streckte den rechten Arm aus und zeigte auf das leere Restaurant und die Bucht dahinter.